

Nr. 40. Bromberg, den 20. Februar. 1934

Die Masken der Gisa Gisbert.

Roman von **Walter Erbse.**

Gisa war nervös und unduldsam in jener Zeit. Die Regisseure fürchteten ihre Launen. Es kam des öfteren vor, daß sie eine Szene „schmiß", weil ihr irgend eine Kleinigkeit nicht paßte. Selbst der sanften Maria Andreas war das sprunghafte, launische Wesen der Freundin zu viel. Stegwald geriet ernstlich mit Gisa zusammen und drohte, die Regie des Filmes niederzulegen, wenn sich Gisa seinen Anordnungen nicht unterwerfen würde. Baronowski suchte in seiner jovialen Art zu vermitteln. Er durfte es auf keinen Fall zum Bruch kommen lassen. Es war der Film der Gisa Gisbert, der ein Erfolg und ein Geschäft zu werden versprach. Er suchte den Regisseur zu beschwichtigen. Gisa Gisbert wäre nicht nur große Schauspielerin, sondern sie hätte auch die große Idee in dieses unbrauchbare Manuskript hineingebracht. Stegwald fügte sich der geistigen Überlegenheit der Filmdiva.

Baronowski hatte Recht, es war der Film der Gisa Gisbert. Der Autor des Manuskripts hatte den Entwurf nach den Ideen Gisas umgearbeitet, von der ursprünglichen Verfolgungstragödie war nicht mehr viel übrig geblieben. Das verschleppte Mädchen, das sich seinen Peinigern durch die Flucht entzog ,war zur jungen russischen Großfürstin geworden, die von den Bolschewiken gefangen gehalten wird, von Haß und Blutdurst, von Liebe und Begehren umgeben, die aber durch List und Mut den Weg in die Freiheit findet. Die Flucht im Flugzeug, wobei der Begleiter erschossen wird, die Verfolgung durch die Häscher, der Absprung aus dem stürzenden Flugzeug über dem Meer und die Rettung aus den Wellen sollten den Höhepunkt des Filmdramas darstellen.

Die Atelieraufnahmen waren schon im August beendet. Die Freilichtaufnahmen sollten in Ostpreußen auf der kurischen Nehrung gemacht werden. Gisa fuhr schon acht Tage bevor die Aufnahmen gemacht werden sollten, nach Rositten, um sich mit dem Gelände und dem Flugzeug, das die Hefag für den Absturz angekauft hatte, vertraut zu machen. Sie nahm den Filmoperateur Karl Stürbeck mit, der Probeaufnahmen von den Flügen machen wollte.

Gisa hatte sich nie um die Angestellten der Hefag gekümmert. Sie wußte nur, daß Stürbeck der beste Operateur der Hefag war und wegen seiner Häßlichkeit im Bau „das schöne Karlchen" genannt wurde.

Gisa war in diesen Tagen meist auf die Gesellschaft Stürbecks angewiesen. Er machte mit ihr Flüge über das Haff und stieg mit ihr in den Dünen herum. Er war ein witziger Plauderer. Sein Humor war oft mit Sarkasmus gemischt. Gisa erfuhr immer mehr aus seinem Leben. Er war einmal Architekt gewesen, war dann Maler und schließlich Filmoperateur geworden. Proben seines Könnens waren Gisa bekannt. Sie war erstaunt, als er ihr einmal sein Skizzenbuch zeigte. Da waren die Filmschauspieler der Hefag, meist in köstlichen Karikaturen, abkonterfeit. Gisa selbst befand sich unter ihnen in den verschiedensten Kostümen und Stellungen, einmal sogar nur ihre Beine. Sie konnte aber dem schönen Karlchen darob nicht böse sein.

An den sonnigen Nachmittagen malte Stürbeck eine Ölskizze von ihr in den Dünen. Die Vormittage gehörten der Arbeit. Sie machten Flüge über dem Meer; Stürbeck machte Filmaufnahmen von der Landschaft und Meer.

Als sich Stürbeck etwas mit dem Flugzeug vertraut gemacht hatte, äußerte er die Absicht, Gisa im Flugzeug in ihrem Kostüm als verkleidete Großfürstin zu filmen. Der frühe Morgen schien ihm die beste Zeit dazu. Er wollte auf den einen Flügel klettern und von da aus die Aufnahmen machen. Gisa äußerte ihre Bedenken. Sie fürchtete, daß der Apparat durch die einseitige Belastung ins Trudeln kommen könnte. Doch Stürbeck hatte das bereits bedacht. Er belastete beide Flügel mit Sandsäcken. Kletterte er nun auf einen Flügel, so ließ er durch Lösen einer Schnur die Belastung dieses Flügels abfallen. kletterte er in den Rumpf zurück, so mußte Gisa den Ballast des anderen Flügels abwerfen. Gisa bewunderte den Mut des Menschen.

Der Start des Flugzeuges wurde durch den Ballast erschwert, aber es gelang schließlich. Das Experiment glückte. Das Schwanken des Apparates korrigierte Gisa geschickt mit dem Steuer. Stürbeck saß mit seinem Filmapparat auf dem Flügel mehrere hundert Meter über dem Meere. Gisa zitterte um den Mann. Die Angst stand in ihrem Gesicht. Sie mußte an ihre doppelte Aufgabe denken. Sie riß sich zusammen und spielte die verfolgte Frau im Flugzeug. Stürbeck drehte seelenruhig den Film herunter. Gisa erschien es eine Endlosigkeit. Endlich gab ihr Stürbeck das verabredete Zeichen. Sie löste die Schnur, die den Ballast des anderen Flügel hielt. Da saß der Mann schon wieder auf seinem Platz im Flugzeug. Im Sturzflug glich Gisa das Schwanken der Maschine aus. Dann ging sie wieder in die Höhe. Nach einer Viertelstunde landete sie in den Dünen.

„Sie hätten das ebensogut auf der Erde kurbeln können", grollte sie.

„Nein, mein gnädiges Fräulein, das läßt sich nicht durch Trickaufnahmen machen!" Der kleine Mann war ganz vergnügt.

„Sie haben uns beide in Lebensgefahr gebracht!"

„I wo!" lachte Karlchen. „Sie sind eine gute Pilotin, und ich bin schwindelfrei. Passen Sie mal auf, was das für prächtige Aufnahmen geworden sind!"

„Ich bin jedenfalls froh, daß es vorüber ist."

„Sie nehmen meine bescheidene Persönlichkeit zu ernst, gnädiges Fräulein. Ich glaube nicht, daß Sie um Ihr eigenes Leben bangten."

Sie lachte und reichte ihm die Hand.

„Sie haben recht, Karlchen!"

Sie frühstückten vergnügt zusammen in dem bescheidenen Gasthof.

Am Nachmittag malte Stürbeck an Gisas Bild in den Dünen. Gisa hockte in dem warmen Sande, die Arme um die Knie geschlungen. Sie hatte die Anwesenheit Stürbecks fast vergessen. Das Meer atmete im ruhigen Auf und Ab

der Wellen. Eine Sehnsucht wuchs aus der Unendlichkeit des Meeres. In Gisa wurde das Gefühl wach, das sie beseelte, wenn sie aus der wimmelnden Menschenmasse im Flugzeug in die Lüfte stieg. In ihren Adern sollte ja von den Ahnen her Wikingerblut fließen. Die Sehnsucht nach dem Losgelöstwerden von dem täglichen Leben, von seinen kleinlichen Nichtigkeiten, von Neid, Haß und Liebe — ein Hinaustreiben in die Unendlichkeit der schillernden Wasserfläche.

Der stille Sommernachmittag in den Dünen der Nehrung erzeugte in Gisa den Gedanken zu der kühnen Fahrt, die ihren Namen später in der ganzen Welt bekannt werden ließ, damals noch nicht scharf umrissen, mehr der Ausfluß dieser unstillbaren Sehnsucht oder einer bizarren Phantasie.

Gisa hatte gar nicht bemerkt, daß Stürbeck nicht mehr an der Staffelei stand. Sie sah ihn ein Stück entfernt im Sande liegen und seine kurze Pfeife rauchen.

„Ist die Sitzung zu Ende? Machen Sie Feierabend, Stürbeck?“

Er stand langsam auf und kam zu ihr heran.

„Sie sind ein zu kompliziertes Modell, Fräulein Gisbert. Ich malte grün, und in Wirklichkeit ist es rot oder umgekehrt. Ich glaubte, ich hätte Sie abkonterfeit, aber als ich Sie vorhin ansah, hatten Sie ein ganz anderes Gesicht, als auf der Leinwand.“

„Das ist doch nicht sonderbar, Karlchen! Eine Filmschauspielerin hat so viele Gesichter, daß sie nicht weiß, welches ihr wahres ist.“

Stürbeck lachte.

„Das ist vielleicht richtig, aber trotzdem glaubte ich, Ihr Gesicht zu kennen. Aber vorhin — — — da war es mir, als wäre es ein fremdes.“

„Es mag sein, daß es das wahre Gesicht war, Karlchen. Ich hatte ganz vergessen, daß Sie auch noch da sind. Aber lassen Sie mal sehen, was Sie gemalt haben.“

„Nein, halt! Das ist gegen die Verabredung! Erst muß das Bild fertig sein!“ wehrte Stürbeck ab.

Doch sie kehrte sich nicht daran.

„Eins meiner Gesichter ist das sicher, Karlchen“, sagte sie, als sie das Bild eine Weile betrachtet hatte. „Ein bißchen geschmeichelt ist es. — Aber Stürbeck, ich habe nicht geahnt, daß Sie ein solcher Künstler sind.“

„Ja“, sagte der Kleine trocken, „ich habe durch meine Kleckserei einmal beinahe den Hungertyphus bekommen. Glücklicherweise war die Hefag auf mein Genie aufmerksam geworden und hat mich als Hilfsoperateur mit Aufstiegsmöglichkeit engagiert.“

„Ich will Ihnen das Bild abkaufen, Stürbeck.“

„Nein, Fräulein Gisbert! Aber schenken will ich es Ihnen, wenn Sie wollen mit Widmung.“

*

Das Idyll in den Dünen war am nächsten Tage zu Ende. Die Gesellschaft kam mit zwei Flugzeugen von Berlin. Es wurde sofort mit Proben und Aufnahmen begonnen.

Stegwald hatte ein etwas verwahrlostes Schloß jenseits des Haffes ausfindig gemacht und für die Aufnahmen gemietet. Hier sollte die Gefangennahme der Großfürstin und ihre schließliche Flucht aufgenommen werden. Die Szenen, zu denen die Statisten nötig waren, wurden wie immer zuerst gedreht, um Tagegelder zu sparen. Es waren anstrengende Tage für Gisa. Aber das Schwerste stand ihr noch bevor.

Es war ihr ein Trost, daß Maria Andreas mit Stegwald gekommen war und sie mit schwesterlicher Liebe betreute. In den Abendstunden saßen die beiden Freundinnen in den Dünen und plauderten. Sie redeten nicht von dem Wognis, das Gisa in den nächsten Tagen ausführen sollte. Gisa fühlte aber die Sorge der Freundin um sie. Sie wehrte sich dagegen. Sie wollte kein Zagen aufkommen lassen.

Am Abend trafen sie Baronowski in dem Gasthaus. Er setzte sich zum Abendessen mit an ihren Tisch und plauderte sehr angeregt und liebenswürdig mit ihnen über gleichgültige Dinge. Nach dem Essen bestellte er Sekt, den Gisa ablehnte. Sie wußte, er war zu dem ungewöhnlichen Schauspiel von Berlin herübergekommen. Vielleicht zu ihrem Begräbnis! Sie lachte nervös auf. Sie ärgerte sich über ihre Schwäche.

Sie hatte mit Stegwald verabredet, daß sie zweimal abspringen wollte, zuerst aus dem Flugzeug, das ein Pilot steuerte, das zweite Mal aus dem stürzenden Flugzeug allein.

Es war gut gegangen. Sie dachte an Stürbeck, der auf dem Flügel des Flugzeuges gesessen und die Kurbel gedreht hatte. Das Flugzeug schwankte ein wenig, als sie auf den Flügel kletterte. Sie schloß die Augen und sprang. Das Bewußtsein drohte zu schwinden — — da — — ein Ruck! Der Gurt riß an ihrer Brust — — — der Sturz wurde aufgehalten, der Fallschirm hatte sich entfaltet. Gisa schwebte über dem Meer. Das Gleiten zur Tiefe war nichts Schreckliches. Sie sah die Motorboote unter sich auf dem Meer. In den nächsten Minuten war sie geborgen.

Sie lachte Stegwald fröhlich ins Gesicht. Maria Andreas wartete am Strand. Sie war blaß vor Aufregung. Liebevoll nahm sie sich Gisas an und half ihr in der Badekabine beim Umkleiden. Sie sprachen nicht über den Absprung. Gisa selbst nahm ihn als eine Selbstverständlichkeit, über die man keine Worte machte. Sie schlug Stegwald vor, noch an demselben Tage die Rettungsszene durch die Fischer zu filmen.

Am nächsten Tage machte sie den Flug allein. Sie sah den Kopf Stürbecks mit dem rötlichen Haar in dem begleitenden Flugzeug, das knapp über ihr flog, oft in bedrohlicher Nähe.

Gisa band das Steuer fest. Sie schwang sich auf den Flügel und sprang. Der Schirm öffnete sich. Gisa schwebte, — — und der Wind trieb sie seewärts.

Ganz nahe über sich hörte sie das Sausen der Propeller. Knapp an dem Fallschirm vorbei stürzte das führerlose Flugzeug. Die Gefahr war vorüber, ehe sich Gisa ihrer bewußt wurde. Der Schirm wurde nur in den Luftwirbel hineingezogen, — — schwankte und riß sie weiter mit sich.

Die Wellen unter ihr hatten weiße Kämme. Gisas Augen suchten das Land. Es war ihr, als stiege das Wasser zu ihr in rasender Geschwindigkeit empor.

Sie tauchte hinein in die Flut. Ihre Hände krampften sich um die Stricke des Schirmes. Sie wollte schwimmen, doch der Schirm lag wie ein Segel auf dem Wasser und riß sie durch die Wellen.

Gisa suchte den feuchten Gurt zu lösen. Die Wellen schlugen ihr ins Gesicht.

Sie konnte die feuchte Schnalle nicht öffnen. Der Schirm begann sie in die Tiefe zu ziehen. Sie schwamm mit ihrer letzten Kraft — — dann schlugen die Wogen über ihr zusammen.

Aus rosigem Nebel tauchte ein Gesicht auf, — — sie wußte nicht, war es Stegwald oder Langer. Eine entsetzliche Übelkeit überkam sie. Sie meinte ersticken zu müssen. Sie fuhr mit den Händen in die Luft. Brechend hustete sie fade schmeckendes Salzwasser, daß ihr die Tränen in die Augen traten.

Sie fühlte, daß ihr Körper von einem Arm gestützt wurde, sie hörte ihren Namen. Sie sah die angstvollen Gesichter von Stegwald und Langer vor sich. Da richtete sie sich mit einem jähen Ruck auf.

„Was ist's?“

Sie stand auf den Füßen, aber sofort taumelte sie wie trunken gegen die Wand der engen Kabine. Die nassen Kleider klebten an ihrem Körper. Die Zähne schlugen im Frost aufeinander. Sie strich sich die nassen Haarsträhnen aus dem Gesicht und zwang sich zu einem Lachen, als die beiden Herren sie stützen wollten.

„Legen Sie sich, Fräulein Gisbert, wir schlagen Sie in Decken ein!“

„Ich bin im Motorboot? Ich muß die Besinnung verloren haben!“

„Wir durften nicht später kommen!“ sagte Langer.

Stegwald machte eine unwillige Bewegung nach seinem Kollegen hin.

„So nehmen Sie wenigstens einen Kognak“, sagte er, als Gisa die Decken ablehnte.

Er reichte ihr einen Reisebecher hin. Sie trank. Das tat gut und wärmte.

Das Motorboot stoppte. Gisa sah den Landungssteg voll neugieriger Menschen.

„Geben Sie mir Ihren Mantel, Stegwald!“

Sie lehnte seine Hilfe ab, als sie auf die Brücke sprang.

„Gisa!“ Maria Andreas schlug die Arme um sie.

Gisa zeigte ein lachendes Gesicht, sie fühlte aber, wie ihr die Knie zitterten und wie ihre Kräfte sie zu verlassen drohten. Maria zog sie mit sich in die Badekabine. Da war Gisas Willenskraft zu Ende: Ohnmächtig glitt sie aus den Armen der Freundin. Im Unterbewußtsein fühlte sie, wie sich Maria um sie bemühte. Ihr erwachender Geist wehrte sich gegen ihre Hilflosigkeit. Sie richete sich auf und lächelte Maria an.

„Ich bin wie ein kleines Kind, Mia!"

Maria half ihr aus den nassen Kleidern und rieb sie mit dem Frottiertuch. Gisa sah auf die schmerzenden, roten Striemen über der weißen Brust, die ihr der Gurt des Fallschirms geschnürt hatte. Maria redete kein Wort. Sie strich ihr nur liebevoll über das feuchte Haar.

„Du tust, als sei ich von den Toten auferstanden," wehrte Gisa die Liebkosungen der Freundin ab.

(Fortsetzung folgt.)

Zwischen Fallschirm und Propeller.

Piloten kämpfen um ihr Leben.

Von Frank Ridder.

Ist das Fliegen gefährlich? Mancher Zeitgenosse wird geneigt sein, die Frage in bejahendem Sinne zu beantworten. Hat man doch jüngst wieder von allerlei Unglücksfällen in der Luft vernommen, die kostbare Menschenleben vernichtet haben. Die Statistik allerdings, die nüchterne, trockene, von keinerlei Augenblicksstimmungen beeinflußt, beweist uns das Gegenteil. Daß eine Reise im normalen Flugzeug nämlich fast ebenso gefahrlos ist wie eine Fahrt auf der Eisenbahn. Und daß der Mensch sowohl in der Luft als auch auf den rollenden Rädern nicht so bedroht ist wie — hinter dem Ofen! Ja, wer hätte das gedacht? Man sollte doch annehmen, daß wir unser irdisch Teil nirgends so sicher bergen können wie in den vier Wänden der trauten Häuslichkeit. Aber der Statistiker, der es schließlich wissen muß, schüttelt sein weises Haupt: Am gefährlichsten ist das Stubenhocken.

Wem bekannt ist, mit welcher Sorgfalt jedes Flugzeug nach jeder Reise untersucht wird, der weiß, daß hier für die Tücke des Sensenmannes kein Raum ist. Dafür bürgt neben der Zuverlässigkeit der Techniker und Wissenschaftler vor allem auch die Geschicklichkeit und die Geistesgegenwart der Piloten, wie sie sich in manchem aufregenden Zwischenfall der letzten Zeit mit überraschender Deutlichkeit geoffenbart haben. Da ist zunächst die Tat des unerschrockenen Mal B. Freeburg, der durch seinen Mut und seine Wendigkeit das Leben von acht Fahrgästen sowie das eigene und seines Begleiters rettete. Der Pilot, der in den Diensten der Nordwestlichen Luftlinien, einer amerikanischen Gesellschaft, stand, hatte St. Paul in einem dreimotorigen Flugzeug verlassen und steuerte Chicago entgegen. Die Bordgäste betrachteten voll Andacht und Aufmerksamkeit das überflogene Gelände. Freeburg dachte beim Anblick der auf staubiger Landstraße dahinkriechenden Kraftwagen, daß er es doch eigentlich weit besser habe, da er sich um keinen Verkehrsschutzmann und um keine Straßenkreuzung zu bekümmern brauche. Man hatte bereits die Hälfte der Reise hinter sich, als plötzlich das Unheil hereinbrach. Der Pilot sah ein blitzendes Etwas durch die Luft heransausen, von der Spitze des einen Motors aus über das Fahrzeug fliegen und dann auf den Boden fallen. In demselben Augenblicke war es, als würde das Flugzeug von einer Riesenfaust erfaßt, die das hilflose Menschenwerk grimmig hin- und herschüttelte. Und dann stellte der Pilot fest, daß ein abgebrochenes Stück des Propellers den einen der drei Motoren beschädigt hatte. Die Erschütterung war so gewaltig, daß sie den Motor aus dem Gefüge riß und er freischwebend gewissermaßen nur noch an einem seidenen Faden hing. Der Pilot begriff sofort, in welcher Gefahr die ihm anvertrauten Menschen schwebten. Zwar war während des Aufenthaltes in der Luft wenig zu fürchten. Was aber würde geschehen, wenn die Landung kam? Es war wirklich nicht ausgeschlossen, daß sich dann die schwere Masse des Metalls zerschmetternd auf die Kabine wälzte.

Es blieb also nichts anderes übrig, als sich der unheimlichen Last tunlichst bald zu entledigen. Das mußte natürlich ohne Gefährdung der Erdbewohner geschehen. Zum Glücke war der Mississippi nicht weit. Mit der größtmöglichen Behutsamkeit lenkte der Pilot mit zwei noch unversehrt gebliebenen Motoren dem riesigen Gewässer entgegen. Dann sperrte sich der beschädigte dritte zwar noch ein Weilchen und wollte sich trotz des „seidenen Fadens" nicht von dem Flugzeug lösen. Erst nachdem Freeburg sein Schifflein gehörig ins Wackeln gebracht hatte, sah er mit einem Seufzer der Erleichterung die gefährliche Eisenmasse in den Fluten des gewaltigen Stromes verschwinden.

Und daß der auf fester Erde pilgernde Mensch in Wirklichkeit mehr bedroht ist als der in den Lüften schwebende Zeitgenosse, lehrt der Fall Povey-Hunt. Die beiden sollten eine Fliegerparade durch etwas Luftakrobatik einleiten. Alle Einwohner von Wilmington standen auf der Straße und staunten gereckten Halses zu den waghalsigen Männern hinauf. Da kam es plötzlich zu einer unvorhergesehenen Programmänderung: Die beiden Flugzeuge prallten in tausend Meter Höhe aneinander. Beide schossen in die Tiefe. Doch konnte Povey, dessen Fahrzeug wohl nur wenig gelitten hatte, durch ein geschicktes Manöver wieder das Steuer in seine Gewalt bekommen. Hunt dagegen vermochte sich nur dadurch zu retten, daß er mit dem Fallschirm absprang. Er landete ohne jede Verletzung. Das verlassene Flugzeug aber sauste gegen ein Haus. Der Gastank explodierte. Das Gebälk geriet in Brand, und zehn Bewohner wurden von den Flammen angesengt oder völlig verbrannt.

Daß Luftakrobatik mit einem Unglück endet, kann nicht in Erstaunen setzen, jedenfalls nicht als Beweis für die Gefährlichkeit des Fliegens angeführt werden. Ebenso birgt die Teilnahme an einem Wettfliegen ein erhöhtes Risiko in sich. Aber auch hier vermögen Geschicklichkeit und Geistesgegenwart Wunder zu tun. Das beweist das Verhalten eines Leutnant Baker, der vor einiger Zeit ein bei Boston beginnendes Wettfliegen führte. Dabei folgte ihm sein rechter Hintermann so dicht auf, daß die an zweiter Stelle fliegende Maschine mit lautem Krachen auf das Fahrzeug des Führers prallte, als dieses für einen winzigen Augenblick die Geschwindigkeit verringerte. Das geschah in der Nähe eines die Flugstrecke markierenden Turmes, den es zu umfliegen galt. Dem Apparat des Leutnants wurde das Höhensteuer fortgerissen. Aber der gefährdete Mann wußte sich zu helfen. Er lenkte sein Fahrzeug aus der Richtung der Flugstrecke, und obwohl ihm die Möglichkeit genommen war, auf- und abwärts zu steuern, gelang es ihm doch, das Flugzeug unversehrt zum Landen zu bringen. Der andere Flieger aber hatte so wenig Schaden erlitten, daß er das Wettfliegen bis zum Ende mitmachen konnte.

Die Herrmannschlacht.

Skizze von Heinz E. Hellmers.

Grasnick war so etwas wie ein Don Juan. Er hatte Lotte Stein eine Locke abgeschnitten, heimlich, und renommierte in der Schule damit, als sei es eine Relique. Dann tat er sie unter den Deckel seiner Einsegnungsuhr.

Natürlich, er fühlte sich als Held, bis einer von uns es der Lotte steckte. Sie war furchtbar wütend und erklärte, der Grasnick hätte sich benommen wie ein dummer Junge. Er hätte mit ihr und einer Freundin einen Spaziergang unternommen, auf dem er dann nach anfänglichem manierlichem Benehmen mit einer Schere ihr heimlich eine Locke abgeschnitten habe. Das aber, erklärt sie flammend, sei ein blöder Streich, den sie von einem Primaner nicht erwartet habe.

Dem Primus Orler fiel der naheliegende Vergleich zuerst auf: Wir lasen damals die Hermannschlacht, in der der tückische römische Legat Ventilius Carbo der Cheruskerfürstin Thusnelda unter falschen Vorspiegelungen eine Locke abschneidet, um sie der Kaiserin Livia nach Rom zu senden.

„Grasnick hat ebenso gemein gehandelt", sagte Orler. „Er hat in Lotte die Frau beleidigt und wird ihr Genugtuung geben."

„Du bist verrückt", verteidigte sich Grasnick, „aus einer solchen Bagatelle eine Staatsaktion zu machen".

Orler überlegte ein Weilchen.

„Mein Lieber", sagte er dann, „das ist durchaus keine Bagatelle, sondern eine Angelegenheit des Ansehens und

Charakters unserer Prima. Du hast zu beweisen, daß du unserer Kameradschaft würdig bist, und damit wir dir deine renommistische Dämlichkeit nicht nachtragen, wirst du dich entschuldigen, und zwar in Gegenwart von zwei Vertrauensleuten, die wir wählen werden."

Grasnick ging fast die Puste aus vor Wut.

„Bestelle doch lieber gleich ein Kindermädchen für mich. Und ich werde mich euren freundlichen Wünschen nicht fügen."

„Du wirst."

„Nein."

„Ich gebe dir bis zum fünfzehnten August Zeit, dir über die Form einer klaren Entschuldigung schlüssig zu werden. Und jetzt wollen wir von anderen Dingen sprechen."

Grasnick hatte einen dicken Schädel. Er benutzte die Zeit, um Anhänger um sich zu sammeln. Da er in der Prima niemand fand, griff er auf die Sekundaner zurück und wußte diese noch wenig abgeklärten Burschen zu überzeugen, daß es sich hier um eine reine Privatangelegenheit handelte. Sein Anhang wuchs, und eines Tages erklärte Orler:

„Dann müssen wir diesen Römern eben eine Schlacht liefern. Wenn Grasnick sich nicht fügt, will ich ihn zur Besserung seines eigenen Charakters verdroschen sehen."

Wir hielten Heerschau, sahen uns die Sekundaner an und warteten auf den fünfzehnten August. An diesem Tage nämlich sollten die Herren mit ihrem Führer Grasnick sehen, was es heißt, sich gegen die Prima aufzulehnen. Orler teilte uns in kleine Haufen ein. Wie einst Herrmann seine Germanen, so wollte er uns führen. Wir wollten keilförmig in die Scharen der Sekundaner eindringen und sie verbläuen.

*

Soweit kam es aber nicht, denn ein anderes großes Ereignis ließ alles andere in den Hintergrund treten. Am zehnten August stand die ganze Prima und in ihrer Mitte Grasnick, in einer Amtsstube des Bezirkskommandos und meldete sich freiwillig, um gegen eine Welt von Feinden zu kämpfen.

*

Und doch ist die Sache einmal aus der Welt gekommen. Denn als Grasnick nach zwei Jahren als Leutnant mit dem Eisernen Kreuz erster Klasse auf Urlaub kam, gab es eine Kriegstrauung, und die Braut hieß Lotte Stein.

Und dann kam ein Brief des Bataillonskommandeurs, daß der Leutnant Grasnick gefallen sei. Eine Uhr wurde zurückgeschickt, in der eine Locke lag . . .

Kampf mit dem Wildpferd.

Der ungebändigte Mustang. — Wahnsinn in der Prärie.

Von Fred Huller.

Die endlosen Steppen im Süden des nordamerikanischen Staates Neu-Mexiko werden heute noch von Zehntausenden von Wildpferden bevölkert, die niemand gehören. Ein Cowboy, bekannt als Meister im Bändigen wilder Pferde, hatte sein eigenes Tier verloren und ritt eines Tages auf einem geliehenen Gaul in die Präriе hinaus. Er stieß einige Meilen von der Ranch, auf der er beschäftigt war, auf einen jungen Hengst. Er mußte das Tier mit dem Lasso zu Boden reißen, und es gelang ihm, dem Mustang die Beine zu fesseln und den Sattel des geliehenen Pferdes aufzulegen.

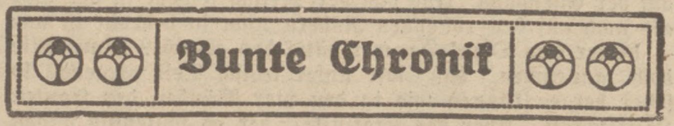
Hierbei konnte sich der Cowboy nicht um den zahmen Gaul kümmern. Das Tier benutzte die Gelegenheit, um sich in der Präriе eine bessere Weide zu suchen. So war der Kuhhirte auf seine eigene Kraft und Geschicklichkeit im Kampf mit dem widerspenstigen Hengst angewiesen. Er löste mit einem Ruck die Schlingen und sprang, als der Mustang hochschoß, in den Sattel.

Das Wildpferd gebärdete sich wie ein ausbrechender Vulkan. Es flog mit gekrümmtem Rücken senkrecht in die Höhe, drehte sich rasend um sich selbst, preschte davon stemmte mitten im Lauf die Hufe fest in den Sand und beugte den Kopf tief zwischen die Beine hinab, damit der Reiter aus dem Sattel fliegen sollte. Doch der Cowboy ließ sich nicht abschütteln, wenn ihm auch die Pistole aus dem Halfter geflogen war, so daß er wehrlos wurde.

Nun warf sich das Tier plötzlich zu Boden und rollte sich auf den Rücken. Doch der Kuhhirt sprang rechtzeitig aus dem Sattel und saß wieder fest, sobald das Pferd hochschoß. So tobte der Kampf zwischen Mensch und Tier, bis beide völlig ausgepumpt waren. Den Cowboy reute schon sein Unternehmen. Weit und breit stand kein Baum, auf den er sich hätte retten können, und er wußte, wenn es dem Mustang gelang, ihn abzuschütteln, so tötete ihn das rasende Tier.

Die Erschöpfung zwang den Hengst zu einer anderen Art des Angriffs. Er biß nach den Beinen des Cowboys. Der Kuhhirt antwortete mit Sporenhieben auf den Kopf des wütenden Mustangs. Dennoch ließ das Tier nicht nach. Der Schmerz steigerte noch seine Raserei, und es hörte selbst dann nicht auf, als die scharfen Sporen des Reiters ihm beide Augen zerstört hatten. Und noch immer nicht wagte der Cowboy, sich aus dem Sattel gleiten zu lassen . . .

Vierundzwanzig Stunden, nachdem der Kuhhirt die Ranch verlassen hatte, fanden ihn ein paar seiner Kameraden. Das Tier lag schwer atmend auf dem Boden, der Reiter saß halb im Sattel, jederzeit bereit, hochzuspringen. Schaum stand ihm um den Mund. Er stammelte zusammenhanglose Worte. Nur die Sporen verrieten seinen Kameraden, welcher Kampf hier zwischen Tier und Mensch zwanzig Stunden lang getobt hatte. Der Cowboy selbst hatte den Verstand verloren.



Die Kuh in der Wohnstube.

Dem Gemeindevorsteher des kleinen englischen Dorfes Hampshire in der Nähe von Southampton wurde Anzeige erstattet, daß ein Dorfbewohner eine Kuh in der Wohnstube halte. Zwei Gendarmen wurden nach dem bezeichneten Hause geschickt, einer niedrigen, strohgedeckten Hütte. Sie sahen in der Wohnstube eine ausgewachsene Kuh, die den halben Raum einnahm, und drei Kinder, die friedlich mit dem Tier spielten. Das halbe Zimmer war als Stall eingerichtet worden, ein Bretterverschlag trennte den Lagerplatz der Kuh von dem übrigen Raum ab. Die Gendarmen stellten den Bauern wegen dieser unmöglichen Zustände zur Rede. Er antwortete, daß die Kinder das Tier so lieb gewonnen hätten, daß sie sich nicht davon trennen könnten. Das Tier war als kleines Kälbchen ins Haus genommen worden, nachdem die Mutterkuh eingegangen war. Die Kinder hatten viel Freude an dem Kälbchen, das sich so an die neue Umgebung gewöhnte, daß es nicht mehr aus dem Zimmer wollte. Auf das Drängen der Kinder erklärte sich der Bauer endlich einverstanden, dem Kalb in der Wohnstube ein Lager herzurichten. Die Kinder besorgten auch gern die notwendigen Reinigungsarbeiten, nur, um ihren Spielgefährten nicht hergeben zu müssen. Man fand schließlich alles in bester Ordnung, das Kälbchen blieb in der Wohnung. Eines Tages, als es bereits ein ganzes Stück gewachsen war, merkten die Hausbewohner zu ihrem Schrecken, daß das Tier nicht mehr durch die schmale, niedrige Tür ging, also unwiderruflich in dem Zimmer gefangen war. Da man sich nicht entschließen konnte, es zu töten, blieb alles beim alten, bis sich die Nachbarn endlich darüber aufregten und Anzeige erstatteten. Der Bauer mußte sich nun wohl oder übel dazu bequemen, einen Schlächter zu rufen und das Tier schlachten zu lassen, denn es war unmöglich, es durch die Türöffnung herauszubekommen. Die Kinder weinten tagelang um ihren Hausgenossen und Spielgefährten, das Fleisch wurde verkauft, weil niemand davon essen mochte.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg